

Bergoglio und seine Brüder

Papst Franziskus ist ein treuer Jesuit. Sein erstes großes Interview ließ er zeitgleich in 16 Zeitungen des weltweiten Jesuitenordens drucken. Wir baten sechs deutsche Jesuiten um ihren Kommentar zu ausgewählten Worten des Papstes



Jorge Mario Bergoglio, 77, wurde im Frühjahr dieses Jahres zum Papst gewählt. Er ist der erste Lateinamerikaner und der erste Jesuit in diesem Amt

»Die Diener der Kirche müssen barmherzig sein. Das Volk Gottes will Hirten und nicht Funktionäre oder Staatskleriker.« Franziskus

Die Welt ist gut. So lautet die Grundbotschaft des Papstes, die sein Verhältnis zur Welt bestimmt. Dabei heißt Franziskus keineswegs alles gut, was die Menschen hier und heute tun, aber er sieht es als seine Aufgabe, auf alle zuzugehen und das Evangelium so zu verkünden, dass wir verstehen: Es handelt von uns und unserem Glück!

In den letzten Jahren erschien die Kirche oft als Verein von Moralaposteln, die Menschen fühlten sich verdächtig. Franziskus erinnert daran, dass die Sünder die ersten Adressaten des Evangeliums sind, und nennt sich selbst einen Sünder. Er vermittelt uns nicht das Gefühl, der Himmel sei unerreichbar, so sehr wir uns auch strecken, sondern zeigt uns, dass Heilung dort beginnt, wo Menschen Not erfahren.

Dazu passt, was der Papst tut: Er versucht, bei der Neuordnung der vatikanischen Verwaltung aus seinen Fehlern als junger Ordensoberer zu lernen. Er lässt sich von Kardinälen beraten und trifft sich mit Diplomaten des Vatikans. Franziskus' Kirche soll politisches Gewicht haben in der Welt. Deshalb geht er nach Lampedusa, spricht zu Syrien, besucht Bedürftige. Seine Methode ist jesuitisch: Ich kann die Not nicht bekämpfen, ohne sie erlebt zu haben. So ist es auch gemeint, wenn er vom Feldlazarett spricht, wo der gute Priester wie der gute Arzt zuerst die Wunden versorgen muss. Mit anderen Worten: Ein Pfarrer, ein Bischof und auch ein Papst muss die Menschen kennen. Er muss wissen, was ihnen das Herz schwer macht. Denn niemand ist ohne Wunden. Der Papst wendet sich an alle, die sich ungeliebt fühlen, und sagt: Ich mag dich. Denn Gott mag dich und heilt dich. Und zwar bedingungslos.



Hans Zollner, 46, ist Psychologe und Vize-Rektor der Jesuiten-Universität Gregoriana in Rom

»Die Hoffnung ist ein Geschenk Gottes. Gott ist ganz Versprechen.« Franziskus

Am vergangenen Samstag las ich auf dem Flug nach Nairobi das Papstinterview. Bei Ankunft geschah gerade das Geiseldrama im Westgate-Einkaufszentrum. Meine Reise führte mich jedoch zum Flüchtlingslager Kakuma im Nordwesten Kenias, an der Grenze zum Südsudan und Äthiopien. Auch Somalia ist nicht weit, von dort kommen die meisten der 125 000 Flüchtlinge im Lager. Für sie arbeitet der Flüchtlingsdienst der Jesuiten (Jesuit Refugee Service, JRS). Nun inspiriert uns der Papst mit seinen Worten, dass die Kirche an den Grenzen sein soll.

Ja, an den Konfliktlinien ist unser Platz, um den Flüchtlingen zu dienen und ihre Rechte einzuklagen. Im JRS arbeiten Jesuiten, Laien und Schwestern in über 50 Ländern, vor allem in Afghanistan, in Ostkonigo, in der Zentralafrikanischen Republik und nicht zuletzt in Syrien. Das

Wort des Papstes von der Kirche als »Feldlazarett« trifft auch den Kern unserer Arbeit, jene Menschen zu heilen, die in Krieg und Vertreibung Furchtbares erlebt haben, auch sexuelle Gewalt.

Welche Hoffnung trägt uns in hoffnungslosen Situationen? Sie ist, wie Papst Franziskus sagt, kein persönlicher Optimismus, sondern im Glauben verwurzelt: dass die Sehnsucht der Menschen nach Liebe und Frieden stärker sein möge als Hass und Gewalt. Der JRS gibt dieser Hoffnung auch Raum durch Erziehungsprojekte für über 200 000 junge Flüchtlinge, vom Kindergartenkind bis zum Studenten. Während in Nairobi noch die Polizei um ein Ende des Geiseldramas rang, feierten wir in Kakuma die Diplome unserer ersten 27 Studenten, die online an Jesuitenuniversitäten ihren Abschluss erlangten. Es sind Flüchtlinge aus Somalia, Äthiopien, Süd-Sudan, Uganda, Ruanda, Burundi, Kongo und Kenia. Obwohl wir unterschiedlichen Glaubens sind, feierten wir gemeinsam und hoffen auf Frieden in Afrika.



Peter Balleis, 56, ist Direktor des internationalen Jesuiten-Flüchtlingsdienstes (Jesuit Refugee Service, JRS)

»Ich bin ein Sünder.« Franziskus

Ich stoße im Interview des Papstes auf Ereignisse in der jüngeren Ordens- und Kirchengeschichte. Da ist von »schweren Zeiten« die Rede, als der Jesuitenorden die Zweiklassengesellschaft innerhalb des Ordens überwinden wollte, die Trennung zwischen Akademikern und Nichtakademikern, zwischen Priestern und Nichtpriestern. Papst Paul VI. sah in diesem Vorhaben eine Gefährdung des »priesterlichen Charakters« der Gemeinschaft Jesu und verhinderte die Entscheidung. Das war ein erster Riss im Verhältnis zwischen vatikanischer Kurie und Orden. Papst Franziskus spricht nun von »Missverständnissen«. Das eröffnet Perspektiven.

Ich horche auch auf, wenn der Papst den Namen von Pedro Arrupe nennt. Dieser für die Zeit nach dem 2. Vatikanischen Konzil entscheidende Generaloberer des Jesuitenordens hatte mit dem Misstrauen der Kurie und später auch dem von Papst Johannes Paul II. zu kämpfen. Nach seinem Schlaganfall 1981 griff Johannes Paul II. in die Ordensleitung ein und machte so sein Misstrauen gegen die Entwicklungen im Jesuitenorden weltweit sichtbar. Nun spricht hier ein anderer Papst. Er schenkt Vertrauen und zeigt, dass die Kirche aus dem spirituellen Erbe des Ignatius heraus erneuert werden kann. Das ist befreiend.

Der Papst sagt: »Ich bin ein Sünder.« Und er konkretisiert das am Beispiel seines früheren Führungsstils: »Meine autoritäre und schnelle Art, Entscheidungen zu treffen, hat mir ernste Probleme eingebracht.« Das Klischee vom Jesuitenorden als einer quasimilitärischen Truppe durchbricht er, indem er auf die Bedeutung von Beratung und Offenheit hinweist – ein Signal für die Leitung nicht nur des Ordens. Franziskus übt Kritik ohne moralischen Zeigefinger, indem er selbstkritisch auf sich zeigt. Das ist herausfordernd.



Klaus Mertes, 58, ist Direktor des Kollegs St. Blasien im Schwarzwald. Zuletzt schrieb er »Widerspruch aus Loyalität« (Echter Verlag)

»Die Räume einer weiblichen Präsenz in der Kirche müssen weiter werden. Die Kirche kann nicht sie selbst sein ohne Frauen und ihre Rolle.« Franziskus

Das Interview des Papstes sprüht von sympathischen und warmen Worten, die an die Menschen gerichtet sind, denen er mit lächelnden Augen begegnet. Sie klingen revolutionär und bieten die Chance, dass sich das Antlitz der katholischen Kirche radikal verändert.

Doch wer das ganze Interview durchleuchtet, entdeckt Aussagen, die sich kryptisch oder gar widersprüchlich anhören. Was versteht Franziskus unter dem »Genius der Frau«? Was bedeuten solche Sätze, dass die Frau (als solche?) eine andere Struktur habe als der Mann, dass ihre Würde von ihrer Funktion im Innern der Kirche zu unterscheiden sei, dass Maria – eine Frau – wichtiger sei als die Bischöfe? Werden somit imaginäre Leitbilder und real existierende Institutionen verwischt?

Das Interview zeigt eine personalistische Schiefelage. »Die organisatorischen und strukturellen Reformen sind sekundär, sie kommen danach. Die erste Reform muss die der Einstellung sein«, erklärt der Papst. Aber wie kann eine hierarchisch-patriarchale Struktur den prophetischen Glanz der Botschaft Jesu verkörpern? Was wäre, wenn eine männlich zentrierte Kirche ihren Kokon aufbrechen und aus sich heraus bis an die Grenzen ihrer selbst: also zu den Frauen gehen würde? Dann hätten diese auch den gleichen Zugang zu allen kirchlichen Ämtern. Seltsamerweise taucht das Wort Gerechtigkeit – als Grundnorm einer geordneten Gesellschaft – in dem Interview überhaupt nicht auf.



Friedhelm Hengsbach, 76, ist einer der wichtigsten deutschen Sozialethiker. Er lehrte an der Jesuiten-Hochschule Sankt Georgen

»Das Risiko beim Suchen und Finden Gottes in allen Dingen ist der Wunsch, mit menschlicher Sicherheit zu sagen: Hier ist Gott.« Franziskus

Fragt man einen beliebigen Jesuiten nach dem spirituellen Kern seines Ordens, wird »Gott suchen und finden in allen Dingen« mit Sicherheit genannt. Es ist eine Formulierung aus dem Exerzitienbuch des Ignatius von Loyola, schillernd und vieldeutig. Überall ist Gott zu finden, es gibt keinen Ort, wo Gott nicht wäre. Aber da ist ein großes Aber, wie der Papst im Interview, und nicht nur da, warn: die Verwechslung von sich selbst mit Gott.

Diese findet sich gerne im innerkirchlichen Diskurs. Auch in der Debatte um Homosexualität. Da gibt es ausgemachte Homophobie ebenso wie die stille Überzeugung, man müsse sich dem Zeiteit anpassen. Die gegensätzlichen Ansichten werden verbrämt mit derselben Behauptung, man stehe für Kirche, Christus, Nächstenliebe. Man wisse ja, wo Gott sei. Man habe ihn gefunden. Franziskus will aber suchen, nicht

recht haben. Natürlich gilt die christliche Lehre, aber der Kern alles Christlichen ist die Suche nach Gottes Liebe. »Wie schaut Gott auf homosexuelle Menschen?«, fragt Franziskus. »Schaut er die Tatsache mit Liebe an, oder verurteilt er und weist sie zurück?«

Das Gottsuchen berechtigt nicht zum Urteil über andere. Wer Gott findet, hat ihn längst noch nicht. Im Gegenteil, wer Urteile fällen will, der hat die Suche aufgegeben. Das sagt uns dieser Papst-Jesuit. Wer also verstehen will, wie das mit der Liebe, mit Hetero- und Homosexualität in Gottes Angesicht ist, der darf nicht urteilen, sondern muss suchen, um zu finden. »Und häufig findet man nur tastend«, sagt Franziskus, »wie man in der Bibel liest.«



Bernd Hagenkord, 44, leitet in Rom die deutschsprachige Sektion von Radio Vatikan

»Der Jesuit ist dezentriert. Wenn er den Blick zu sehr auf sich selber richtet, läuft er Gefahr, überheblich zu sein.« Franziskus

Franziskus hat sich vor den Gläubigen verneigt. Das war eine neue Geste. Vor den Menschen, die auf den Petersplatz gekommen waren, um den eben gewählten Papst zu begrüßen, verneigte er sich und bat sie: Betet für mich. Und dann sagte er: *l'uno per l'altro* – füreinander.

Die Gebetstradition, aus der Papst Franziskus kommt, ist eine Schule der Erinnerung. Ignatius, der Ordensgründer, zeigt, wie ich aus der dankbaren Freude über das, was Christus für mich getan hat, in eine frohe Dienstbereitschaft komme. So befreit, können Menschen für Gott leben und »den Seelen helfen«, sich in den Dienst der Versöhnung stellen. Sie werden »Menschen für andere«. Jesus selbst hat so gelebt. Man nennt das seine »Pro-Existenz«.

Wer nicht mehr aus der Angst um sich lebt, braucht sich auch nicht mehr für das Zentrum der Welt zu halten. Mein Lebensmittelpunkt ist nicht mehr das »Ich, Ich!«, sondern das Du. Was kann ich für dich tun? Der Papst nennt dieses neue Leben: dezentriert. Man könnte sogar sagen, ein Leben, das von Jesus berufen ist, wird exzentrisch.

Denn alles Denken und Tun geht jetzt hinaus über das Behaltenwollen. Man wird gelassener und insofern selbstlos, ex-zentrisch. Papst Franziskus und die Kardinäle, die ihn gewählt haben, wollen das auch für die römische Kurie. Wer von Christus berufen ist, wird dezentriert. *l'uno per l'altro*: Das ändert die ganze Kirche. Eine exzentrische Weltkirche ist nicht wichtigmacherisch, sondern für andere da. Die Ämter dieser Kirche halten sich nicht für den Mittelpunkt der Welt, sondern wollen den Ortskirchen helfen. Es sind Einrichtungen des Dienstes. Genau das hat der Papst jetzt gesagt. Franziskus hat sich vor den Gläubigen verneigt.



Felix Körner, 50, ist Professor für Dogmatik und Theologie der Religionen an der Jesuiten-Universität Gregoriana in Rom

Frauen als Priester? Nein, als Kardinäle!

Der Papst und die Frauenfrage. Ein Gespräch mit Johanna Rahner

DIE ZEIT: Frau Rahner, die E-Mails römischer Katholiken enden neuerdings mit der Abschiedsformel »Schöne Grüße aus dem revolutionären Rom!« Ist dort Revolution?

Johanna Rahner: Ich höre, im Vatikan wird wieder gelacht. Das scheint unter Benedikt nicht so üblich gewesen zu sein. Da ist eine neue Atmosphäre. Aber Revolution hieße strukturelle Veränderung, neue Machthabe, Ende alter Männerbünde. Das sehe ich nicht.

ZEIT: Der Papst lässt sich jetzt beraten.

Rahner: Ich bin sicher, dass Benedikt XVI. und Johannes Paul II. das auch getan haben. Neu ist, dass Franziskus es öffentlich verkündet, dass er die Bischöfe auffordert, sich aktiv einzumischen. Es gibt auch eine Revolution des Denkens. Vielleicht ist das ein Anfang.

ZEIT: Und das Frauenpriestertum? Franziskus hat die Frauen wortreich gerühmt.

Rahner: Er fordert zunächst mal die Präsenz der Frauen in kirchlichen Leitungsfunktionen. Damit stellt er indirekt die Machtfrage. Falls er sie zugunsten der Frauen beantwortet, ihnen also Beteiligungsvollmacht gibt, wären wir einen Schritt weiter.

ZEIT: Mehr Macht, aber keine priesterliche Würde. Wie passt das zusammen?

Rahner: Nach katholischem Verständnis bedeutet das Priesteramt nicht Machtausübung, sondern Dienst an der Gemeinde. Aber es wäre eine theologisch delicate Aufgabe, weibliche Leitungsvollmacht klar vom Priesteramt zu trennen. Vielleicht gelingt es. Ein Kollege sagt gern: Historisch gesehen müssen Kardinäle keine Priesterweihe haben.

ZEIT: Frauen gleich als Kardinäle!

Rahner: Ja. Bleibt die kleine Komplikation, dass nach geltendem Recht nur Bischöfe Kardinäle werden können. Am schwierigsten ist, dass es keine christliche Tradition des weiblichen Priestertums gibt. Deshalb haben auch die Protestanten erst seit fünfzig Jahren Pfarrerrinnen, und immer noch gibt es innerkirchlichen Widerstand. Johannes Paul II. hatte übrigens eine Schweigepflicht zum Thema Frauenpriestertum verhängt.

ZEIT: Franziskus rühmt die Frauen auch, weil sie so anders seien als die Männer.

Rahner: Ja, da geht er in eine alte Denkfalle. Denn je stärker man die Wesensverschiedenheit von Mann und Frau betont, desto schwieriger wird es, ihre gleiche Würde zu behaupten. Aber dass er den spezifischen Wert der Frauen reflektiert, könnte man schon revolutionär nennen.

ZEIT: Er sagt, »die Liebe Gottes muss der theologischen Verpflichtung vorausgehen«. Erst kommt der Glaube, dann die Doktrin?

Rahner: Erst kommt der Mensch, dann die Theologie! Verblüffend ist die Offenheit, mit der der Papst sagt: Ich bin keine spirituelle Kontrollinstanz. Da sind wir mal auf die Konkretionen gespannt!

ZEIT: Die deutschsprachigen katholischen Theologen sind berühmt für ihre Reformforderungen an Rom. Sie selbst übernehmen nun den Lehrstuhl des großen Vatikankritikers Hans Küng in Tübingen. Hat Franziskus in seinem Interview bereits ein paar Reformforderungen erfüllt?

Rahner: Nein. Aber er macht klar, dass der Wunsch nach Veränderung kein Sonderproblem deutscher Abweichler, Emanzen und linksliberaler Laien ist. Die katholischen Kirchenkritiker stehen nicht mehr am Pranger. Und ein paar Probleme, die auf Deutsch benannt wurden, gelten nun endlich als Probleme der ganzen Kirche.

ZEIT: Ist das der Anfang vom Ende der alten Kirche?

Rahner: Aber nein! Nur die Ausrede mancher Konservativer, Rom habe das Nachdenken untersagt, zieht nicht mehr. Es liegt nun an den Bischöfen vor Ort, etwas zu ändern. Denn dieser Papst wendet sich der Welt zu. Für Benedikt war sie ein Abgrund. Für Franziskus ist sie ein Ort der Hoffnung. Er ist kein Mann der Doktrin, sondern ein Mann der Seelsorge; kein Mann der großen Worte, sondern der Tat. Da ist viel Wechsel im Vergleich zu Benedikt. Ehrlich gesagt, das ist auch starker Tobak für ein deutsches akademisches Gemüt wie das meine!

Johanna Rahner, 50, lehrt Systematische Theologie in Kassel. 2014 übernimmt sie in der Nachfolge Hans Küngs die Leitung des Instituts für Ökumenische Forschung in Tübingen

Die Fragen stellte EVELYN FINGER

Das Interview mit Papst Franziskus, geführt von Antonio Spadaro, erscheint am 2. Oktober im Herder-Verlag